

Wie etliche von Pikrochollers Hauptleuten ihn durch hitzige Ratschläge in Gefahr brachten.

Von François Rabelais.

Als sie die lieben Waden hereinbugliert hatten, traten der Herzog von Boulogne, Graf Kaufmann und Hauptmann Schiften...

Die andre Abteilung zieht unterdes nach Orléans, Angoumois und Gasconien, dann im Hui nach Rebois, Verigord und der Bordencaux...

Ihr segelt da vorbei, und ihr Eddin Eddin übergibt Euch seinen Säbel und wird Euer Sklave. — Ich werde ihn gnädig behandeln, sagte Pikrocholler.

Stellen steht Ihr in die Laide, und Keapel, Calabrien, Apulien, Sizilien und Malta bindet Ihr als Nadel oben drauf...

Ich du liebe Zeit, was sind wir für Loren, sagte der König plöglich, wir armen Würmer!

Ein zerknülltes Kopiel aus dem Gargantua des französischen Buffalons und Satirikers Rabelais, der im 16. Jahrhundert lebte.

wir bereits gefort. Im frühlichen Meer schwimmen Euch 9014 große Schiffe voll des besten Weines der Welt...

Das reicht doch wohl, um Euch nicht ohne Wein zu lassen? — Ja, ja; aber er ist nicht sehr frisch, sind ich, meinte er...

Das alles hörte ein alter Rittermann mit an, der im Kriege wohl erfahren und mit vielen Waffen gewachsen war.

Das ist ein löblicher Vorschlag; ichen wir uns doch in den Drenwinkel und lassen unseren Darnen Betzen einfadeln oder Welle wideln...

Das ist ein löblicher Vorschlag; ichen wir uns doch in den Drenwinkel und lassen unseren Darnen Betzen einfadeln oder Welle wideln...

Pariser Eindrücke.

Es möge einem in der Kunst des Schreibens wenig Geübten vergothen sein, wenn er bei dem Versuch, seine Eindrücke von einer kurzen Pariser Reise festzuhalten...

habe mich der großen Ruhe in den Sommermonaten gefreut und bin eigentlich in Paris immer am besten auf meine Rechnung gekommen...

Der Zufall wollte es, daß ich in den ersten Tagen der französischen Mobilisation in Paris festlag. Mit einem Schlage fand die mächtige Maschinen dieser Stadt still...

Und jetzt leben die Pariser in einer dritten Periode. Man ist zurückgekehrt. Die politische Welt hat sich wieder eingefunden, die keinen Bürger sind wieder da...

Man ist im Ausland leicht geneigt, sich falsche Vorstellungen zu machen, auch wenn man die Schilderungen der Presse genau verfolgt. Ich machte mich bei meiner Abreise nach Paris auf alle möglichen Schwierigkeiten gefaßt...

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexø.

Sie hob den Kopf und sah ihn an: „Aber wenn es nun doch ein anderes gäbe, irgendein anderes, das uns zusammen sein ließe? Wenn Du es doch nur glauben wolltest!“

„Glaubst Du denn daran?“

Sie nickte: „Ich finde, es kann unmöglich anders sein, da wir einander so sehr lieb haben.“

„Eine neue Beweisführung,“ sagte er lächelnd, „aber immer ebensogut wie die teleologische.“

Er nahm Esse bei der Hand und sah ihr ins Gesicht. „Sie vergißt schnell“, dachte er, als er sah, wie ihr rotgeweinetes, geldwollenes Gesicht ihm entgegenlächelte.

Dann ging er still mit nach Hause und froh ins Bett.

Der Januar brachte strengen Winter. Der Fjord froz ganz zu, und der Hafen wurde von Eiskeis blockiert, so daß alle Schifffahrt stockte.

Hier gab es kein Zehrgeld oder irgendwelchen Hausrat, der sich in Nahrung unsetzen ließ; die Not folgte der Arbeitslosigkeit so dicht auf den Fersen, daß sie ihr auf die Hacken trat.

Die Handwerker arbeiteten nicht bei Licht, und am Tage gingen sie meist, aus alter Gewohnheit, mit einem Werkzeug

in der Hand umher und sahen einander an. Anfangs fanden sie es ganz trivial, so zu feiern, aber dann begannen die Klagen, und die Pflichten sich fort, von den Gefassen zu den kleinen Handwerkermeister und den Kleinkaufleuten...

Die wirkliche Armut bewegte sich still und stumm, aber sie war um so sichtbar; just da, wo sie sich am meisten versteckte, sprang sie am stärksten in die Augen derer, die sehen wollten.

Längere Zeit hindurch hatten der Kandidat und einige von den anderen Wohlhabenden der Stadt Nahrungsmittel verteilt. Aber die Armut verbreitete sich immer mehr und mehr und ließ die Arbeit des einzelnen recht aussichtslos erscheinen...

Es war notwendig, sofort mit der Speisung zu beginnen, aber die nötigen Mittel fehlten, da die Einnahme noch keine Erfolge gezeitigt hatte.

Pastor Arag hatte Mitleid mit dem Kandidaten, der immer herhalten mußte; und außerdem hatte er die Erfahrung gemacht, daß man der tüchtigsten Hilfe das Leben verleiht konnte, wenn man in einem fort das letzte Et aus dem Kofte nahm.

Er war in seiner eigentümlichen Laune und sagte bei seinem Eintritt nicht Guten Tag, sondern ging in Raske

Arbeitszimmer umher und starrte in die Ecken der Decke hinauf; er schüttelte seine große, wohlgenährte Gestalt und grunzte behaglich über die Wärme, sein glattes Schauspielergesicht bewegte sich nach allen Richtungen.

„Aun, gnädige Frau, wie geht es denn mit den Beinen? Sie werden schwächer — hm! Aber die Geduld wird im gleichen Verhältnis größer?“

„Hä!“ hörte man dann, als den Anfang eines ausbrechenden Gelächters, das jedoch bei dem einen Kante sein Bewenden hatte, und er wanderte aus der einen Ecke der Stube in die andere, machte den Mund kampf und steckte die Nase bald hierhin, bald dorthin.

Frau Rask lächelte. Gott mochte wissen, an was für eine drollige Geschichte er dachte! Sie beobachtete seine Bewegungen und Besten, hütelte sich aber, es ihn merken zu lassen, da er dann kühl und abweisend wurde.

Der Kandidat kam herein und blinzelte seiner Frau zu, während er dem Pastor zunickte: „Er ist heut gutgelaunt!“

„Dieses unbegreifliche, aber schöne, schöne Verhältnis!“ sagte er mit oratorischem Klang und legte seine Hand auf die ihren.

„Nieder, das ist gar kein Ansehen, sondern eine Mitteilung. Sie können dem gar nicht entgegen, denn es ist bereits erfolgt,“ jagte der Pastor lachend.

„Und er war nicht einmal ganz billig!“ Sein Gesicht nahm einen sehr irdischen Ausdruck an. (Fort. folgt.)

eine Akerstimmung über diese Stadt. Die Straßen sind noch nicht gereinigt, und vor den Häusern harzt der Urat auf die Sammelwagen. Diese trübe Stimmung wurde diesmal noch dadurch erhöht, daß man an vielen Häusern noch den Fahnenstumpf vom August her hängen lassen. Die farbigen Zünder sind nun verwittert und schmutzig und hängen traurig an den Stangen. Der Kraftwagen faßt, was er geben kann; denn noch ist der Wagenverkehr äußerst gering; die Tramway fahren seltener als sonst, und das große Hindernis, der Autobus, fehlt vollständig. Der Lenker unseres Kraftwagens ist ein Mann in den besten Jahren aus dem Süden Frankreichs. Andere Wagenlenker mögen Ausländer sein; jedenfalls herrscht daran kein Mangel. Die Gilde der Drochsenfuhrer ist beinahe unverändert geblieben, da zu ihr ohnehin bloß die Alten gehörten. Es ist möglich, daß die Zahl der Rutschen eine Verringerung erfahren hat; aber es fällt dies nicht ohne weiteres ins Auge, was bei dem Schlag der Pariser Drochsenfuhrer ja auch nicht verwunderlich ist. In der Folge merkt man dann allerdings deutlich, welche Veränderungen die unmittelbaren Erfordernisse des Krieges in das Pariser Straßenbild gebracht haben. Die vielen Herrschaftspferde, die munteren Kasse der Warenhäuser, die prächtigen schweren Zugpferde sind vollständig verschwunden; die Lastautomobile sind seltener geworden, und man fragt sich, wie die Nahrungsversorgung der Stadt dennoch ohne besondere Schwierigkeiten bewältigt werden kann. Denn daß alles bewältigt wird, ist Tatsache. Der Pariser erhält zur gewohnten Stunde seine Milch, sein Brot, und in jedem Viertel sind die Märkte und Krämer zeitig versorgt. Die Preise der Lebensmittel sind, so sagt man mir, kaum merklich gestiegen. In der Tat sind die Preise in den Speisehäusern ungefähr dieselben geblieben. Allerdings hat die Zivilbevölkerung von Paris um ein bedeutendes abgenommen, und die Bedürfnisse eines großen Teiles der Daheimgebliebenen sind durch die Beschränkung der Mittel bedeutend herabgeschraubt. Viele sagen, daß die Einwohnerzahl von Paris auf die Hälfte gesunken sei. Wer davon etwas merken will, der muß in die Außenquartiere gehen, die in den Tagesstunden auffällig menschenleer sind. Im Innern der Stadt ist das Treiben und das Menschengetöse nach wie vor recht lebhaft.

Als ich den ersten Spaziergang über die Boulevards, über den Opéra-Platz, über die Rue de la Paix und die Champs Elysées machte, nahm ich mir vor, recht unbefangenen zu sein und mir Mühe zu geben, jeden Gedanken an den Krieg auszuschalten. Die Aufgabe ist sehr schwierig; denn man wird auf Schritt und Tritt an den Krieg erinnert. Unwillkürlich fängt man Bruchstücke von Unterhaltungen auf. Fast alle drehen sich um den Krieg. Die Leute erzählen die Ereignisse, fragen nach dem Befinden und Verbleib gemeinsamer Bekannter. Die Ausgaben der Blätter sind reichend Absatz. Und da fällt einem wieder auf, daß die meisten Zeitungsverkäufer junge Mädchen sind, die teilweise nicht weniger obentherlich aussehen als ihre männlichen Vorgänger, die jetzt wohl im Felde stehen oder in den Kasernen gedrückt werden. An allen Straßenecken stehen Händler und Händlerinnen. Die einen verkaufen Nudlerzeug, das die Soldaten unfehlbar vor jedem Hüften schützen soll, die anderen bieten all den Kleinsten an, den der Soldat nötig hat. Spottlieder auf Deutschland und seinen Kaiser werden feilgeboten, jedoch nicht mit großem Erfolg. Ein gutes Geschäft machen die Ansichtskartenverkäufer. Ganze Häuserfronten haben sie tapeziert. Man sieht da hübsche Aufnahmen der verschiedenen Waffengattungen bei den verbündeten Armeen, die Bilder der vornehmlichsten Generale (unmittelbar nach Joffre kommt der General Koch), sämtlicher Männer des Tages. Auch Geschmackslosigkeiten fehlen nicht: plumpe Verhöhnungen des Gegners. Hier ist übrigens offensichtlich, daß die Behörde einige Kontrolle übt; denn Unsitte, wie wir sie in anderen Ländern gesehen haben, fehlen fast vollständig oder sind wenigstens nicht öffentlich ausgeführt. Das Neueste ist eine Karte, die einen Damenmund darstellt. Darunter steht die Vorchrift, daß der Käufer oder die Käuferin diesen Mund küssen und dann die Karte an den Leuten im Felde abgeben soll. Der Empfänger küßt denselben Mund und ist dadurch gegen jeglichen Unfall gerettet. Diese Karte soll einen riesigen Absatz haben! Vor allen Ständen staut sich in den Nachmittagsstunden ein zahlreiches Publikum. Auch das Geschäft in den Warenhäusern scheint wieder angezogen zu haben. Printemps, Galeries-Lafayette sind zwischen 4 und 6 Uhr überfüllt. Auch das Planieren auf den Boulevards ist nicht aus der Übung gekommen. Die Massen sind nicht so dicht wie sonst, aber doch recht ansehnlich, so daß man stellenweise Mühe hat, vorwärts zu kommen. Es ist, als habe alles, was sich noch in Paris befindet, das Bedürfnis, sich zu bestimmten Stunden in der Stadt Stelldichein zu geben, damit man sich gegenseitig sehen kann. Darin scheint man einen besonderen Trost zu finden. Andererseits gibt der allgemeine Stillstand in der Luxusindustrie vielen Leuten Mühe zu Nachmittagsspaziergängen. (Schluß folgt.)

Die Bekömmlichkeit des Kriegsbrottes.

Heber die Bekömmlichkeit des Kriegsbrottes fand in der Medizinischen Gesellschaft eine interessante Diskussion statt. Professor Rosner hatte einen Vortrag über Farbanalyse des Brotes gehalten, worin er Methoden erläuterte, durch die man erkennen kann, ob der vorgefertigte Kartoffelzusatze im Brot auch wirklich enthalten ist. Die Diskussion wurde aber von der Frage der Kontrolle sofort auf die Bekömmlichkeit des Brotes hinübergeleitet. Der Leiter eines großen Privatlaboratoriums für Darm-, Magen- und Zuckerkrankheiten behauptete, daß sich die Beschwerden von Kranken über das ihnen jetzt allein zur Verfügung stehende Brot mehren, und daß dafür gesorgt werden müsse, Kranken, speziell Zuckerkranken, ein reines Weizenmehlgebäck zugänglich zu machen. Ein praktischer Arzt schloß sich ihm an, auch er habe in seiner Praxis, sagte er, die Erfahrung gemacht, daß bei Kranken durch das Kriegsbrot Magen- und Darmstörungen hervorgerufen werden. Er regte an, reines Weizen- und reines Roggenbrot, das in städtischen und staatlichen Anstalten hergestellt werden könne, den Apotheken zur Verfügung zu stellen, die es nur auf ärztliche Verordnung abgeben sollten.

Sämtliche anderen Redner aber widersprachen sehr energisch sowohl dieser Anregung wie auch der Behauptung, daß das Kriegsbrot nicht bekömmlich sei. Soweit sorgfältige Beobachtungen vorliegen, sprachen sie für die Bekömmlichkeit des Kriegsbrottes, höchstens könne man sagen, die Bekömmlichkeit für Kranke sei noch nicht völlig erwiesen, dagegen sei die Behauptung des Gegenteils sicher unzutreffend. Allerdings wurde mehrfach betont, daß die Art des Backens namentlich im Anfang nicht dem Kartoffelzusatze angemessen gewesen sei, doch habe sich das jetzt gebessert. In London wird, so ermahnte ein Redner, dem Brot anstandslos ein Kartoffelzusatze von 40 Proz. schon seit langer Zeit zugesetzt, ohne daß irgendwelche Klagen über schwere Verdaulichkeit laut geworden wäre.

Der Leiter eines großen städtischen Krankenhauses führte aus, daß gerade auch bei Magenkranken nach seinen Beobachtungen gar keine üblen Folgen nach dem Genieß des Kriegsbrottes eingetreten wären; allerdings müssen die Kranken, deren Magen- und Darmverdauung gestört sei, angewiesen werden, dieses Manko durch eine gründliche Mundverbarung zu ersetzen und das Brot gründlich zu kauen. Gewiß gibt es viele Kranke, auch Magenkranken, welche über das Brot klagen. Das ist aber das große Heer der Neurotiker, die durch ihre Krankheit zum Nörgeln veranlagt sind, und die stets Ausstellungen zu machen haben, auch wenn man ihnen das Beste gibt. Bei anderen Kranken sind Beschwerden nicht vorgekommen, wenn das Brot fein geschnitten und sie angewiesen wurden, es sehr fein zu kauen. Selbst Leute mit Darmatazehen haben das Brot sehr gut vertragen, wenn sie es nur ordentlich gekaut haben. Es würde geradezu ein Anlaß sein, wenn man Weizenbrot auf ärztliche Verordnung zur Verfügung stellte; die Zahl der Magenkranken würde unheimlich in die Höhe schnellen, die von den Ärzten eine Verschonung hierüber wünschen, denn es gibt eine ganze Menge Leute, die sich gern von jedem Opfer drücken. Was speziell die Zuckerkranken betrifft, so sei absolut nicht einzusehen, wie so Kartoffelmehl von ihnen schlechter ver-

tragen werden soll, wie jedes andere Mehl. Nach seinen Beobachtungen ist das durchaus nicht der Fall.

Diese Ausführungen entsprachen auch dem übereinstimmenden Urteil aller anwesenden Ärzte mit ganz geringen Ausnahmen, so daß wir die sichere Gewähr haben können, daß das Kriegsbrot der Gesundheit in keiner Weise abträglich ist.

Oberhofprediger Dryander über den Krieg.

Der Oberhof- und Domprediger Ernst Dryander in Berlin hat eine Broschüre „Weihnachts-Gedanken in der Kriegszeit“ erscheinen lassen, die vermutlich eine Weihnachtspredigt wiedergibt. Wir führen daraus einige Stellen an:

„... Aber welche ein entsetzlicher Widerspruch, dieses Evangelium weltverehörender Liebe zu feiern mitten in der Wut eines Krieges, der fast die gesamte christliche Welt widereinander in die Waffen gerufen hat. Fast noch vernichtender als diese den Leib tödenden und verstümmelnden Waffen ist der Haß, der diese christlichen Nationen vergiftet, vor dessen Ausbrüchen der Christ sein Haupt verhält und dessen Ueberwindung nur durch ein Wunder in das Gebiet der Möglichkeit gerückt werden kann. Daß das Verbrechen dieses Krieges überhaupt möglich war: schlägt es nicht allem Christentum dieser Nationen ins Gesicht? In den Gesprächen der Mannschaften in den Schützengräben oder in den öden Quartieren des Ostens schrie mir vor kurzem ein Unteroffizier, ein gebildeter Mann, ist das das unermüdlich wiederkehrende Thema, wie Christentum und Krieg zueinander stimmen. Wie oft mag dabei Angesichts der grausen Wirklichkeit auch noch der letzte Rest von Christentum aus dem zweifelnden Herzen herausgerissen werden und nur der Eindrud seines völligen Bankrotts zurückbleiben!

Sie haben recht, wenn sie als Maßstab für dieses Urteil das Christentum der Bergpredigt anlegen. Wo sich das verwirklicht, hört der Krieg von selbst auf; wo noch Krieg möglich ist, ist von ihm nichts vorhanden. Im Reiche Gottes, dessen heiliges Gesetz Jesus in der Bergpredigt darlegt, gibt es kein anderes Mittel, den frevelnden Rechtsbrecher zu entzweifeln, als die Liebe, die den Haß überbietet. Wer dich eine Meile ihm zu begleiten nötigt, mit dem gehe zwei. Und wer dich auf die rechte Wade schlägt, dem biete die linke auch dar. Hier lautet die unverbrüchliche Regel: „Liebet eure Feinde, segnet die, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen.“

Aber dies Christentum der Bergpredigt ist in dieser Welt der Sünde tatsächlich nicht verwirklicht und wird auf Erden nie völlig verwirklicht werden. Nur langsam erobert das Reich Gottes die Herzen. Wie ein Sauerteig durchdringt es die Anschauungen, Gehebe, Einrichtungen der Menschen. Unter seinem Einfluß ist das entstanden, was wir, wie unvollkommen sie sei, eine christliche Welt und christliche Sittlichkeit zu nennen pflegen. Sie hat mit der Aufrichtung des Rechts und der Gerechtigkeit wenigstens die Bedingungen und den Boden geschaffen, auf dem die höhere Sittlichkeit der Liebe gedeihen kann. Dies Recht zu verwirklichen, ist die Aufgabe des Staates. Dazu trägt er auch nach Paulus' Auffassung das Schwert und hat die Pflicht, die Uebertreter zu strafen. Freilich sind gerade die Staaten mit ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, ihrer Verfolgung eigener Interessen immer wieder die brutalsten Verleher des Rechts gewesen und haben ihrerseits die Kriege heraufbeschworen, die sie verhindern sollten.

Auch die edelste Nation entzieht sich nicht dem verwerfenden Einfluß, der von der Kriegführung ausgeht. Nur da kann das Recht zum Siege vordringen, wo nicht ein einzelnes mehr oder weniger geringwertiges Recht in Frage gestellt ist, sondern wo das Gesamtrecht des Volkes verneint wird, wo es zum Streite für seine Existenzbedingungen ... gezwungen ist. In diesem Sinne aber gehört dann auch der Krieg in die göttliche Weltordnung, wie sie durch die Sünde der Menschen sich gestaltet, hinein und wird in des allmächtigen Gottes Hand ein ernstes Erziehungsmittel der Völker. In diesem Sinne geführt kann auch der Krieg ein heiliger sein.

Zu dem Furchtbarsten, was dieser Krieg hervorgerufen hat, gehört der Haß, der die Völker heute scheidet. Grenzelinien fallen immer nur einzelnen zur Last. Sie finden, wenn auch nicht eine Entschuldigung, doch häufig eine Erklärung in den Umständen des Augenblicks, in denen sie geschehen. Die Ueberreizung der Nerven, der verrohende Einfluß des Krieges, die Aufpeitschung des Rachegefühls entfesseln Leidenschaften, die wir vielleicht Wilden, wie unsere Feinde sie gegen uns in den Kampf führen, vergehen können, nicht aber uns selbst vergehen dürfen. Der Haß aber der Völker erfüllt alle und vergiftet alles. Er ist der Boden, aus dem die Brutalitäten wachsen, unter denen wir leiden, angesichts deren man versucht ist, das Christentum nur für einen dünnen Firnis zu halten, der unter dem gesehenden Einfluß des Krieges schwindet wie der Wärschnee vor der Sonne. Dieser Haß ist die eigentliche „Grundfunde im Leben der Nationen“. Er fällt zudem mit furchtbarer Gewalt größtenteils auf Unschuldige zurück; nicht nur auf Gefangene, die wenigstens irgendwo an dem Kriege beteiligt waren, oder auf Landsleute im Auslande, für die man wenigstens einen Schein der Verschuldung erdichten kann. Tausendfach weben sich heute zarteste Bande der Ehe, der Verwandtschaft, der Freundschaft, der Arbeitsgemeinschaft um die einzelnen Glieder der Völker. In welchem Maße haben die Nationen durch ihre Gaben einander befruchtet und anregt, zu schöner gemeinsamer Arbeit der Kultur auf den verschiedensten Gebieten sich zusammengeschlossen. Mit roher Hand hat der Krieg alle diese Verbindungen gerührt, die Bräiden abgebrochen, die Gemüter verbittert. Wenigstens vorläufig können wir uns kaum eine Vorstellung davon machen, wie wir, angewiesen auf einer Erde miteinander zu leben, wieder den alten Verkehr und das alte Vertrauen zueinander finden sollen. ...

Kleines Feuilleton.

Walter Crane.

In London ist Walter Crane gestorben, fast 70 Jahre alt — ein Künstler von einer Vielseitigkeit, wie wir sie in unseren Zeiten kaum noch kennen.

Den deutschen Sozialdemokraten war er vertrauter als mancher deutscher Maler. Seine Blätter, die er den englischen Arbeitern widmete, sind bei uns immer wieder reproduziert worden. Es sind graphische Meisterstücke, die man in ihrer wahren Größe, auf gutem Papier mit schönen schwarzen Konturen gedruckt (nicht in den stark verkleinerten Reproduktionen) sehen muß, um ihres vollen Wertes inne zu werden. Wir Deutschen mußten dabei an Dürer denken, der auch seine Blätter fürs Volk zeichnete, schnitt und druckte.

Crane war bewußter Sozialist. Er hat in Zeiten, wo es noch nicht so leicht war, mit dem Sozialismus zu kotisieren, seine Sublimationen z. B. der Internationale und der Kaiserin dargebracht. Aber seine Kunst wies auf andere Ziele, wie wir sie auf dem Kontinent gewohnt waren. Es war nicht die erbärmliche Wirklichkeit, von der unsere Glendmalerey ausgingen, die er sich zum Vorbild nahm. Seine Visionen stammten aus der Welt der Schönheit, die nirgend ist oder war, die aber mit ihrem Schimmer die Seelen erfüllen und erheben sollte.

Walter Crane hat sein Werden und Wachsen selber vor einigen Jahren in einer nach englischer Gewohnheit breit angelegten Lebensgeschichte erzählt und seine künstlerischen Ziele entwickelt. (Damals im „Vorwärts“ ausführlich besprochen.) Er war der letzte große Vertreter jener englischen Präraffaeliten-Schule, die gegen die zierliche Inkultur ihrer Zeit die einfache, strenge, ernste

Kunst des Quattrocento (15. Jahrhunderts) ausspielte und inmitten des prunkten Farbensüßens wieder organische Kunst pries, die alte, längst vergessene und verfallene handwerkliche Techniken neu belebte, wieder Geschmack am Einfachen und Natürlichen der guten Arbeit lehrte. Als ein Teil der von Ruskin und anderen ausgehenden Reformbewegung hat diese Richtung ja in England und darüber hinaus auch bei uns in hohem Maße befruchtend gewirkt: der Ruf nach Qualität in Kunstgewerbe ist von hier ausgegangen.

Wie sein großer Meister William Morris, war Crane der Mann der unansehnlichen Praxis. Er war nicht bloß Maler. Ja, seine Gemälde sind nicht einmal das Stärkste seiner Arbeiten, obwohl sie die Vorzüge und Schwächen der Schule teilten. Er war ein Reformator der Zeichenkunde, die er von der blöden Nachahmung zum eigenen Schaffen hinführte. Was Stil, was Ornament ist, mag man bei ihm lernen. Wie man in Holz schneidet, wie man ein Buch ausstattet — er hat vorstreffliche Kinderbücher geschaffen —, wie man Tapeten entwirft, das alles hat er gelehrt und praktisch betätigt. Von seinen kunstpolitischen Schriften sind mehrere überliefert und haben auch bei uns das ihrige getan, um das Kunsthandwerk wieder auf gesunde Bahnen zu bringen.

Gerade als Künstler, der das Leben und die Schönheit liebt, war Crane Sozialist. Er hat unter Kunst das verstanden, als was sie allen echten und tiefen Menschen erscheint: kein Luxusbedürfnis, sondern einer der stärksten Werte, der das Leben durchdringt und erfüllen soll.

Der Ruinenfreund.

Man schreibt uns aus Amsterdam: Kürzlich erschien in der „Düsseldorfer Zeitung“ unter dem Titel „Ein Tag in Löwen“ ein Feuilleton eines Herrn Walter Rissen. Der Autor erzählt darin, daß er nach Löwen gekommen war, um nach den Wohnungen und dem Eigentum einiger Deutschen zu sehen, so u. a. nach dem Haus des deutschen Gelehrten Professor Wang, der seiner Zeit aus Löwen geflüchtet und um seine Bücher und wertvollen Manuskripte in Sorge war. Herr Rissen berichtet, daß er diese Recherchen in Begleitung eines Polizeibeamten namens Dimartini unternehmen hat, welche Gelegenheit Herr Rissen zu einer ausführlich mitgeteilten eifrigen Konversation mit dem Beamten ausnützte. Danach hat Herr Dimartini erzählt, daß er Italiener sei, daß über seinem Bett ein von seinem Großvater herrührender Stich hänge, der das Forum Romanum darstelle, und daß er so schon frühzeitig die Schönheit der Ruinen kennen und schätzen lernte, was ihm heute sehr zu Herzen käme.

Was das Haus des Professors Wang betrifft, erzählte Herr Rissen unter Anführung von Details weiter, so hat er an seiner Stelle nur mehr einen Trümmerhaufen vorgefunden. Wie nun die katholische „Tid“, die sich aus irgendeinem Grund für diese Angaben interessierte, berichtet, hat sie sich durch persönliche Informationen an Ort und Stelle davon überzeugt, daß an den ganzen Erzählungen des Herrn Walter Rissen kein wahres Wort ist.

Zuvorberst erklärte der Polizeibeamte, daß er, über seinen italienisch klingenden Namen befragt, wohl gesagt habe, daß er italienischer Abkunft sei, daß er aber absolut nichts von einem Stiche des Forum Romanum wisse, daß er noch weniger einen von seinem Großvater geerbt, daher auch nichts dergleichen über seinem Bett hängen und demzufolge auch die fragliche Bemerkung über die „Schönheit der Ruinen“ — wie übrigens auch die anderen ihm von Herrn Rissen in den Mund gelegten über Löwen — nicht gemacht habe.

Auch das Haus des Professors Wang ist, wie die „Tid“ feststellt, gänzlich unbefindlich, und in der Rue des Nicollots, wo sich das betreffende Haus befindet, hat überhaupt kein Kampf stattgefunden, nichts ist dort verwüstet oder verbrannt worden.

Die „Tid“ ist sonst gewiß keine einwandfreie Quelle, aber es wäre völlig unerfindlich, warum sie in diesem Falle gelogen haben sollte.

Die Vernichtung der Kleiderlaus.

Die Kleiderlaus ist nicht bloß ein lästiges Insekt wie andere Läuse. Sie vermittelte den sehr gefährlichen Flecktyphus. Es ist deshalb das Bestreben der Wissenschaft, rabidale Mittel gegen diese Plage unserer Truppen zu finden. Wie in der Wiener Gesellschaft der Ärzte mitgeteilt wurde, ist es durch einen reinen Zufall gelungen, das bisher wirksamste Mittel gegen diese Läuse zu entdecken. Der Wiener Universitätsprofessor S. Fränkel berichtete darüber nach der „Neuen Wiener Presse“ an der angebenen Stelle:

Bei Versuchen im Laboratorium der Krebsgesellschaft sollte experimentell die Wirksamkeit der einzelnen empfohlenen Mittel festgestellt werden. Dabei ließ sich Professor Fränkel von seinem langjährigen Institutsdienere auch eines der gebräuchlichsten, aber nicht gerade kräftigsten Mittel reichen, einen Glasbehälter mit Anisöl. Bei den Versuchen zeigte sich nun, daß das allen Voraussetzungen nach schwächste Mittel die stärkste Wirkung zeigte. Dem Forscher kam das Resultat kaum glaublich vor, aber es lag die Tatsache vor, daß durch die verwendete Substanz am meisten und am schnellsten Tiere getötet worden waren. Noch bedenkllicher war das Resultat einer Nachprüfung. Gerade bei dem Anisöl wirkte ein Bestandteil, das Anethol, hatte in seiner unvermischten Form die beobachtete Wirkung nicht in dem gleichen Maße. Dieser Widerstimm nötigte zu neuen Nachforschungen, die das Ergebnis hatten, daß der Laboratoriumsdienere durch einen Leiesfehler die Entdeckung verbeigeführt hatte: Er hatte ein Gefäß mit Anisöl statt mit Anisöl gefüllt. Das Anisöl, das sich als ein so starkes Mittel erwies, hat aber mit dem Anis wenig zu tun: es trägt den Namen bloß nach seiner ersten Darstellungsart, von der man aber längst abgewichen ist. Das Anisöl nun ist das durch Zufall gefundene Mittel, und Professor Fränkel konnte als Resultat seiner Experimente berichten, daß es auf eine Entfernung von sechs Zentimetern alle Läuse binnen 10 Minuten tötet. Dies ist sein Vorgang gegenüber den anderen Mitteln, die die Tiere bloß vertreiben und so bloß dem einen Träger nützen, den Nachbar aber gefährden können.

Das neue Mittel wurde dem österreichischen Kriegsministerium und auch der deutschen Militärverwaltung sofort zur Verfügung gestellt. Das Anisöl, das bisher wenig verwendet wurde und daher erst in größeren Mengen zu beschaffen ist, soll völlig reizlos und ungiftig für den Menschen sein. Es kann in verschiedenen Formen zur Bekämpfung der Läuse verwendet werden: mit Harzen, Fetten oder Pulvern vermischt, läßt es sich in Säcken tragen, oder kann in die Wäsche eingerieben werden. Auch kann man es in verdünnter Lösung des Phenylweitzsäures in den Schlafstellen verprühen.

Notizen.

— Musikchronik. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird Hermine Wosetti am 27. und 28. d. M. ihr Gastspiel als Ade in der „Niedermaus“ wiederholen.

— Vorträge. Der Lichtbildervortrag „Hindenburgs Wacht an der Weichsel“, den der Schriftsteller Erich Köhler am 20. cr. abends 8 1/2 Uhr, zugunsten des Schugwerkes deutscher Schriftsteller im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses hält, bringt eine Reihe interessanter Aufnahmen aus der Winterschlacht. Insbesondere werden die Darstellungen aus der Tätigkeit unserer Flieger und dem Leben in den verschneiten Schützengräben eine anschauliche Vorstellung von den Leistungen unserer Truppen geben.

— Das Alter der belgischen Kanäle. Schon Nero Claudius Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, durch seine Feldzüge in das Innere von Deutschland berührt, ist als Gründer dieses Kanalnetzes anzusehen. Drusus, der zwischen dem Rheinderhein und der Jüder-See durch einen schiffbaren Kanal eine Verbindung hergestellt hatte, hat in Erkenntnis der militärischen Wichtigkeit der Wasserstraßen seine Kanalisationspläne auch in dem belgischen Gebiet praktisch betätigt.